

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338466](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338466)

Die „Hofensüpplere“

Es war im Winter 1814/15. Die verbündeten preussischen, österreichischen und russischen Armeen waren bei Caub und bei Mannheim und anderwärts über den Rhein gegangen und strebten nach Frankreich hinein. Der Stern des Korsen war im Sinken. Übrigens, am Oberrhein empfing in der Neujahrsnacht jenes so bedeutungsvollen Winters der junge Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm I., die Feuertaufe, als er mit russischen Soldaten bei Mannheim über den Strom setzte. Große Truppenverbände rückten in den folgenden Monaten hinterher, immer Frankreich zu. Wieder einmal bekam der Schwarzwald Einquartierung in Hülle und Fülle. Es hatte ja in den oberrheinischen Landschaften schon in den Jahren vorher an bewaffneten Gästen nicht gemangelt. Vor allem die Franzosen hatten sich immer und immer wieder in Dörfern und Städtchen und auch in den großen Städten für Wochen und Monate eingenistet. Und meist hatten die Einwohner auch nicht annähernd aufzubringen vermocht, was man von ihnen zu erpressen versuchte. Dieses Mal waren es vor allem Kosaken, die in dichten Schwärmen daher kamen und sich am Oberrhein ein gutes Leben versprochen. kamen sie nun zwar gleich nicht als Feinde, so war mit ihnen, wenn sie ihre Wünsche nach gedeckten Tischen vorbrachten, doch alles andere als gut. Kirschchen essen... In jener Zeit also erschienen auf dem Entersbacher Hof russische Kämpfer, die von vornherein Fleisch verlangten. Nämlich, es war einer unter ihnen, der konnte ein paar Brocken Deutsch. Und mit denen forderte er: „Fleisch! Fleisch und noch einmal Fleisch!“ Die junge Bäuerin – der

Bauer war nicht daheim, als unerwartet die Einquartierung einfiel – versicherte, es sei kein Fleisch auf dem Hof. Die Franzosen, die erst vor ein paar Wochen entsetzlich gehaust hätten, seien über alles hergefallen und außer einer letzten Kuh im Stall, die man nicht auch noch opfern könne, weil der Hof sonst nicht einmal mehr einen Tropfen Milch habe, sei bei allen Heiligen nichts mehr an Fleisch in Stall und Haus zu finden, was man kochen oder braten könne.

Der Sprecher der Kosaken aber verharrte bei seinem: „Fleisch, Fleisch – wollen haben!“ An Leib und Seele bebend, rannte die junge Bäuerin in die Küche hinaus, um der Großmutter anzukündigen, daß es nun wohl soweit sei, auch dem letzten mageren Küble den Garaus machen zu müssen. Die alte verhußelte Frau hörte ruhig der Sohnstochter zu und sagte dann nicht minder ruhig, sie solle wieder in die Stube hineingehen und berichten, die Soldaten bekämen Fleisch, und zwar mache sie einen „Bregel“ (wenn man will, einen Gulasch) aus gut abgehängtem Speck... Zögernd ging die junge Bäuerin wieder in die Stube. Woher wollte denn die Großmutter Speck nehmen? Aber, sie hatte so bestimmt erklärt, sie werde einen „Bregel“ – eigentlich müßte man wohl „Prägel“ schreiben und im übrigen ist ein rechter „Wälder Schweinsprägel“ ein herrliches Gericht – machen, daß daran ein Zweifel nicht wohl möglich schien... Die Russen gaben sich mit der Mitteilung zufrieden und warteten, unter lebhaften Gessen und Gesprächen, auf den „Speckgulasch“. Allmählich kam denn auch von der Küche herein ein verlockender Duft. Und nach etwa einer guten Stunde saßen die Kosaken hinter damp-

fenden Tellern und hieben tüchtig ein. Zwar war nicht zu verkennen, daß es eigentlich mehr eine Mehlsuppe mit Einlage war als ein „Bregel“ oder Sulasch und daß die meisten offenbar tüchtig kauen mußten, um die „Speckbröckchen“ klein zu kriegen – aber bekanntlich ist der Hunger der beste Koch, und die Ruffen ließ es sich nicht verdrießen, ihrer Zähne Kraft zu erproben. Nach einer weiteren Stunde saßen sie wieder auf und ritten davon . . .

Die Gefahr war gebannt . . . Mittlerweile kam nun auch der Bauer heim. Und da erzählte die Großmutter, daß sie die alte hirschlederne Hofe von Onkel Benedikt, der selbige als Soldat bei den Österreichern getragen habe und die sie eigentlich habe für den älteren Enkel aufheben wollen, schweren Herzens geopfert hätte. Sie habe sie in ganz kleine Nienchen zerschnitten und diese dann noch weiter zerkleinert und die Schnipselchen endlich in einer Art von Mehlsuppe gekocht . . . Das sei der „Speckbregel“ gewesen . . . Versteht sich, daß die Geschichte später weitem bekannt geworden ist und daß man über sie weidlich gelacht hat. Die alte Großmutter auf dem Entersbacher Hof hat es auch nicht übel genommen, daß man sie die „Hofensüplere“ genannt hat. Denn das war ja, nahm man's nur recht, ein Ehrentitel!

Das Flohnest

Doktors Geschichten sind überall „saftig“ und alles andere als geschämig. Das ist auch am Oberrhein nicht anders und erst recht nicht im Elsaß, wo das „Narrenschiff“ entstand und die „Flohhaß“ – in dieser übrigens könnte das Stücklein stehen, das der Kalendermann hier erzählen will . . . Also die alte Kreszentia ist schon über die fünf-

undsiebzig gewesen. Da hat ihr etwas ungewöhnlich Sorge bereitet. Sie spürte nämlich mit einmal im Leib ganz gespäßige Gefühle. Wie wenn da irgendetwas verborgenes Wesen sich rührte. Ein paar Tage achtete die Kreszentia ganz genau auf das merkwürdige Krabbeln. Mit einemmal überließ es sie siedigheiß. Hatte ihr da nicht vor Jahren die alte Kunigunde – sie war schon ein paar Jahre unter der Erde, aber die Kreszentia erinnerte sich noch an jedes Gespräch, das sie mit der gesprächigen Freundin geführt hatte – wie gesagt, hatte nicht die Kunigundselig ihr einmal gesagt, es seien schon Fälle vorgekommen, die man sich kaum habe erklären können, nämlich daß eine Frau viele, viele Jahre später, als dies eigentlich hätte geschehen können und müssen, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, ein Kind gekriegt hätte . . . Um des Himmels willen, dachte die Kreszentia – bei allen Heiligen – das wäre doch nicht auszudenken! Sie achtete mit noch mehr Aufmerksamkeit auf das Krabbeln – nach zwei Tagen gab es für die Kreszentia keinen Zweifel mehr: was sich da rührte, das war „Leben“ – Leben in ihrem Leib . . . Schwersten Herzens ging die Kreszentia zum Herrn Doktor. Erst druckte sie herum und wollte nicht recht heraus mit der Sprache. Endlich gestand sie dem Herrn Doktor ihre „Schande“. Der Herr Doktor mußte sich ordentlich Mühe geben, daß er nicht herausplatze. Aber er sagte der Kreszentia, sie solle sich entkleiden, damit er sie untersuchen könne. Kaum hatte die Untersuchung begonnen, war der Herr Doktor sich darüber im klaren, woher das „Leben“ im Leib der Kreszentia kam: „Kei Wunder, Kreszenz, daß Ihr Lebe spüre im Leib, Ihr henn e Flohnescht im Nabel . . .“



Alte Schuster-Werkstatt

Vom alten Handwerklischen Brauchtum

Im Land am Oberrhein wird man auf Schritt und Tritt gewahr, daß in der Welt zu beiden Seiten des Stromes zwischen Schwarzwald und Vogesen das Handwerk zu höchster, vielfach sonst nirgends erreichter Blüte gelangte, und daß dieses Handwerk einen entscheidenden, ja, nicht selten den überhaupt ausschließlichen Anteil an der Gestaltung aller Daseinsäußerungen auf diesem Stück deutscher Erde zu gewinnen vermochte. Handwerker waren es, aus deren Schaffen die Münster von Kolmar und Straßburg, von Freiburg und Breisach, die Rathäuser und Fachwerkbauten ohne Zahl hervorgingen, die wir immer wieder bewundern. Aber auch die herrlichen Schöpfungen an Haushaltsstücken und an Schmuck aller Art, wie unsere Heimatmuseen sie bergen und wie sie auch im Besitze vieler Familien sich befinden, gehen auf bestes handwerklisches Können zurück. Man darf, so will's den Landschreiber bedünken, vom Gau am Oberrhein sagen, daß er ein „Handwerkerland“ von hohen Graden sei, wie ihm der Ruhm nicht zu rauben ist, ein Land gesunden, bodenständigen Bauerntums zu sein!

Daß das in seiner Arbeit und seinen Künsten hoch entwickelte und erprobte Handwerk in den oberrheinischen Städten dem Leben der Gemeinschaft seinen Stempel aufdrückte, kann nicht überraschen. Die Städte waren eben im Wesentlichen Handwerkerstädte. Daß in ihnen der Handwerker auf die Dauer hinter dem Patrizier, den Adelsgeschlechtern, die von Zehnten und Zinsen lebten, in der Verwaltung der Städte nicht zurückstehen wollte, auch das begreift sich leicht. Freilich ging es nicht ohne zum Teil harte Kämpfe ab, ehe sich die Gewerbe ihren Anteil am Stadtregiment zu sichern vermochten. In der hohen Blütezeit der Handwerke haben sich dann die Meister vielfach nicht nur als Meister in ihrem jeweiligen Fach, sondern auch in der Stadtpolitik hervorzutun gewußt. Aber wie nun einmal im Dasein der Menschheit die Dinge immer im Fluß bleiben, wie Neues alt wird und Altgewordenes anderem Neuen weicht, so haben sich auch die auf den Künsten der Handwerker aufgebauten Stadtverfassungen nicht für alle Zeit behaupten können. Es braucht in diesem Zusammenhang nicht daran erinnert zu



Alte Schmiede

werden, warum und wie in den ehemaligen Handwerkerstädten das politische Gesicht der Gemeindeverwaltungen sich gewandelt hat. Freuen wir uns darüber, daß das Handwerk – zusammengefaßt in seinem eigenen „Reichsstand“ – wieder zu einem vollberechtigten, schaffenden lebendigen Glied der Volkswirtschaft geworden ist. Wenn gleich heute manches, ja, sehr vieles industriell hergestellt wird, was früher ausschließlich aus dem Handwerk hervorging, so hat der tüchtige Handwerker doch noch seine volle Geltung auf den verschiedenartigsten Gebieten, als Maurer und Zimmermeister, als Blechner und Tischler, als Metzger und Bäcker, als Schuhmacher und Sattler usw. Und noch eines will bedacht sein: So

viel auch die Maschine zu leisten ver-
steht – die Maschine, die in ihren An-
fängen fast immer der Einfallsgabe und
dem Können der Handwerker entwuchs
– immer muß der Mensch sein Hand-
werks-Können dazu geben. Wer die Zu-
sammenhänge richtig durchdenkt, der
erkennt leicht, daß Industrie und Hand-
werk nicht, wie man in einer nun ver-
gangenen Epoche mit dem unheilvollen
Schlagwort vom „sterbenden Hand-
werk“ glauben machen wollte, Feinde
sind, sondern sich brüderlich ergänzen.

Wir können auch in der Zukunft des
Handwerks, das wirkliche Güte- Er-
zeugnisse hervorbringt, nicht entbehren.
Schon darum wird unser Blick auch im-
mer sich wieder zurückelenkt fühlen in
jene Zeitläufte, in denen das Handwerk
noch sein reich entwickeltes Brauchtum
pflegte. Dieses Brauchtum, so seltsam
es uns bisweilen anmuten mag, ist vor
allem Ausdruck des Standesbewußt-
seins und der gesellschaftlichen Eigen-
art des Handwerks gewesen. Die bild-
lichen Darstellungen, die mit diesen
Zeilen zur Wiedergabe kommen, be-
mühen sich erfolgreich, das tätige Leben
des Handwerks, in unserem Falle im
Besonderen des Schuhmachers und des
Lederbearbeiters, zu veranschaulichen.
Holperige, aber doch recht beziehungs-
volle Verse sind unter die eine und an-
dere Zeichnung gesetzt. Die Stiche atmen
durchweg Vertrautheit mit dem Hand-
werk. Sie sind nicht das, was man Genre-
Bildchen nennt, sondern lebensnahe
Tatsachenschilderungen. Daß sie uns
malerisch berühren, darf den Betrachter
nicht stören. So sah es eben ehemals in
der Welt des Handwerkers aus.

Der Schuhmacher Handwerksge-
brauch muß recht vielfältig entwickelt
gewesen sein. Freilich kam nicht sehr viel
an verbürgten Überlieferungen auf die
Begenwart. Dafür wissen wir aber um



Ein Hammerwert

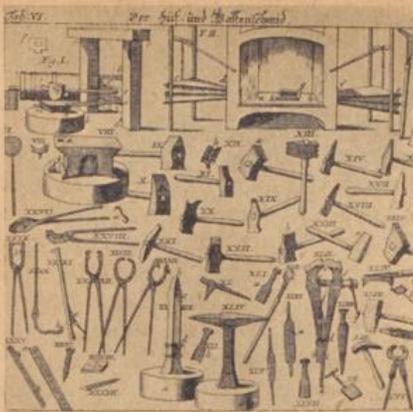
den prächtigen Nürnberger Hans Sachs, dessen Gestalt Richard Wagner in seinen „Meister-singern“ so plastisch vor uns hinstellt, dem aber auch Goethe seine Verehrung dichterisch bezeugte. Gerade die Figur Hans Sachsens erinnert uns immer wieder an die kulturelle Bedeutung, die das Handwerk in seiner Blütezeit mit berechtigtem Stolz besaß.

Zu den seltsamsten Bräuchen der Schuhmacher gehörte ohne Frage das sogenannte „Fausrecht der Schuhknechte“, von dem Ersners „Chronik der freien Reichsstadt Frankfurt am Main“ berichtet. Da wird ausgeführt, daß, „wenn ein Schuhknecht mit einem anderen Streit habe, es sei Zank, Schmähs, Schimpf- oder Echeltwort, so überfalle er den Kollegen nicht gleich, sondern er schicke zwei Schuhknechte zu ihm und lasse ihm andeuten, er werde wohl wissen, was er zu tun habe. Man erwarte ihn auf der Herberge, und so er ein braver Kerl sei, solle er kommen“.

108

Es handelte sich hier also offenbar um einen Vorgang, ähnlich dem, der die studentischen Ehrenhändel einzuleiten pflegt. Der Fordernde sendet dem Geforderten seine Sekundanten. „Wenn nun aber“, so erzählt die besagte Chronik weiter, „der Andere auf die Herberge komme, so halte ihm der Herausforderer das Seine vor und fordere ihn auf drei Gänge nach Schuhknechts Manier: Daß sich keiner unterstehe während des Schlagens (also des Kampfes) ein Messer zu zücken, einen heimlichen Griff oder Biß zu tun, sondern sich nur wehre, wie es einem braven Schuhknecht zustehe.“ Die geltende Vorschrift sieht dann noch einmal den Versuch eines gütlichen Ausgleichs vor. Scheitert dieser, „so klopfen sich die Beiden brav herum“. Wenn die verabredeten drei Gänge, vorausgesetzt, daß nicht schon einer vorher aufgibt, weil ihm die Lust oder Kraft zum Kauen vergangen ist, zu Ende sind, worüber die Sekundanten genau wachen und Buch führen, so reichen sich die Duellanten die Hände und fragen einander, ob sie sich jetzt gegenseitig für „brave und ehrlche Gesellen“ halten. „Wenn sie es bejahen, trinkt einer dem andern zu; darauf sind sie wieder gute Freunde, obschon des öftern der eine stehet und ihm das Blut aus der Nasen und dem Maul läufet und dem andern das Hemd vom Leib gerissen ist...“ Der Frankfurter Magistrat; so liest man bei Ersners, hat dieses „Fausrecht der Schuhknechte“ verboten. Indessen hat es noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zum Beispiel in Osnabrück Geltung besessen. Man hat es im Jahr 1708 zu reformieren versucht.

So wild und rauh, wie dieses „Fausrecht“ anmutet, war nun das schuhmacherliche Brauchtum nicht etwa insgesamt geartet. Im Gegenteil, was von



Werkzeuge des Huf- und Waffenschmieds

den „Brüderschaften“, den Willkomm-Sitten, den übrigen Gesellen-Bräuchen durch Aufzeichnungen erhalten geblieben ist, läßt erkennen, daß die Schuhmacher durchaus umgängliche Leute waren, wie sie es heute noch sind.

Um ihre sozialen Forderungen freilich führten die Schuhmacher-Gesellen am Oberrhein gelegentlich heftige Kämpfe. Kurz vor der Jahrhundertwende von 1400 war es zwischen den Meistern des Schuhmacher-Handwerks in zwanzig oberrheinischen Städten zu einer Absprache gekommen, für die sie auch die Billigung der Räte dieser Gemeinden zu erlangen gewußt hatten, und zwar bestimmte diese Abmachung, daß die Gesellen verpflichtet seien, alle Streitigkeiten vor den Zunftmeistern auszutragen, nur vor diesen ihre Forderungen vorzubringen. Schwere Kämpfe innerhalb der Gerberzunft spielten sich 1414 in Straßburg ab. Langwierige Auseinandersetzungen gab es zwischen den Kolmarer Meistern und Gesellen im Bäckergerwerbe. In Schlettstadt versammelten sich die Bäcker-Gesellen anderer oberelsässischer aber auch rechtsrheinischer Städte und bezeugten den

Kolmarern ihre Sympathien. Das wurde ihnen dann von den Räten in Straßburg und Freiburg heftig verwiesen. Man sieht, daß sich im alten Handwerk ähnliche Prozesse entluden wie später in der Industrie. Aber immer brachte das Brauchtum die Gemüter wieder zur Ruhe. Und mit Recht durfte das Handwerk von sich sagen, daß es den alten deutschen Städten Leben und Ansehen geschenkt habe. Für den Oberrhein galt das, wie gesagt, in besonderem Maße. Wir wollen dessen immer eingedenk bleiben, und wenn wir bewundernd vor den Schöpfungen der Handwerker vergangener Zeiten stehen, immer uns auch daran erinnern, daß sie ihren stolzen und fortzeugenden Beitrag zur Formung des deutschen Menschentums geleistet haben.

Hahn und Henne

Zu Mittelweier im Elsaß führte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein gewisser Johann Jakob Immer ein „Hand-, Schreib- und Schulbuch“. In ihm verzeichnete er auch allerlei Erlebnisse, die ihm unterliefen. Bisweilen kleidete er seine philosophischen Betrachtungen in launige Gleichnisse und Bilder. So vertraute er seinem Hest einmal ein Zwiegespräch zwischen einem Hahn und einer Henne an:

H e n n e :

Hör, Gockel, gib dich billig drein,
Ich führ' das Regiment allein.
Ich bleib die Frau, mein Mann der
Knecht,
Der Hasenfuß vergibt sein Recht.

H a h n :

Wohl, Henne, jetzt erst seh ich ein,
Ich hätte sollen klüger sein.
Und ich erfahr', daß Weiberlist
Den Männern stets gefährlich ist.

Die Müllheimer Türkei

Viele oberrheinische Städte, Städtchen und Dörfer haben ihre oft recht derben Spitznamen. Woher diese rühren, wer sie erfunden oder geprägt hat, das läßt sich oft nur unvollkommen oder überhaupt nicht ermitteln. Dann und wann sind über die Entstehung eines solchen Aberglaubens zwei, drei verschiedene Deutungen oder Erklärungen im Umlauf. Man hat dann die Wahl, zu entscheiden, welche einem am glaubhaftesten oder vielleicht auch nur am lustigsten erscheint.

Ja, und nun von der „Türkei“ im Markgräflerland. Gemeint ist der westliche Teil von Müllheim, von „Mülle“! Ganz recht, von dem Städtchen, von dessen freilich seit langem zum Gutshof gewordenen, prächtigen, alten Posthof der „Rheinländische Hausfreund“ in seinen „Alemannischen Gedichten“ singt: „Z’Müllen an der Post/ Tausigsappermost! / Trinkt me nit e guete Bi! / Gohht er nit wie Baumöl i, / Z’Müllen an der Post!“ Wie mag das nun kommen, daß die der alten Post von Mülle zunächst gelegenen Häuser von Müllheim die „Türkei“ heißen? Die Frage stach mehrfach auch den Kalendermann nicht wenig. Da fragte er denn dort und da im lieben Mülle herum und erfuhr dabei eine gar heitere Deutung des Aberglaubens der Müllemer „Türkei“, die jetzt hier folgen soll . . .

Es war ums Jahr 1702, als der „allerchristlichste König“ Ludwig XIV. von Frankreich im sogenannten spanischen Erbfolgekrieg erneut am Oberrhein seine Pläne verwirklichen wollte, auch auf dem rechten Ufer Fuß zu fassen. Im Oberland wurde wieder einmal hart gekämpft. Die Kämpfe zwischen den kaiserlichen Truppen, die unter dem

Kommando des Markgrafen von Baden-Baden, Ludwig Wilhelm, dem erlauchten Feldherrn, fochten, den man landauf, landab wegen seines wider die Osmanen errungenen strahlenden Kriegsrühms den Türkenlouis nannte, und den Franzosen, spielten sich u. a. unweit Lörrach um den Zöllinger Berg – und um Friedlingen – ab. Nun erfuhr – oder soll erfahren haben – der Markgraf, daß die Franzosen bei Neuenburg über den Oberrhein gegangen waren, fraglos, um ihm in den Rücken zu kommen. Was war da zu tun? Der Türkenlouis brauchte droben bei Friedlingen und auf der Zöllinger Höhe jeden Mann. Und in Müllheim lag nur noch die große Janitscharen-Musik, die er dort im Quartier gelassen hatte, weil begreiflicherweise die Musikanten mit ihren Instrumenten gegen die Feinde nichts ausrichten hätten können. Was aber die Musikanten selbst betraf, so hatte sie der Markgraf aus den Türkenkriegen mitgebracht. Wenn sie musizierten, gab das einen Höllenlärm. Dessen erinnerte sich der Feldherr und erteilte durch einen reitenden Boten, der wie die Kugel aus dem Rohr von Friedlingen nach Müllheim eilte, der Janitscharen-Kapelle den Befehl, sie solle, wenn der Gegner von Neuenburg heranrücke, schleunigst vor das Städtchen hinaus gegen Westen ziehen und drauf los blasen, was die Hörner nur aushielten. Dadurch solle man die Franzosen zu täuschen versuchen – nämlich, daß hinter den Musikanten eine Nordstreitmacht stehe . . . Kaum war der reitende Bote in Müllheim eingetroffen und noch hatte er den Durst, den, versteht sich, der schneidige Ritt gezeitigt hatte, nicht löschen können,

schon wird das Heranrücken der Franzmänner gemeldet. Da griffen die Janitscharen nach ihren Instrumenten und, haste nicht gesehen, stürmten sie mit einem ganz gewaltigen Getöse gegen Westen... Nun, die List glückte aufs Beste. Die Franzosen dachten, da sei nichts zu machen. Der Markgraf habe doch wohl eine sehr große Reserve in Müllheim stehen. Denn hinter einer so mutig trompetenden und paukenden Kapelle könne nichts anderes stehen als eine ungeheure Truppenmacht – und schon setzten sie bei Neuenburg wieder über den Oberrhein... Die Janitscharen hatten ihre Sache sehr gut gemacht. Daß sie Müllheim geschützt hatten, trug ihnen natürlich nicht geringe Gunst bei den Müllheimern ein... und daher soll der Name „Türkei“ stammen, den, wie gesagt, der westliche Teil des markgräflichen Amtstädtchens zu Füßen des Blauen führt...

Der wilde Graf

Ums Jahr 1491 ward dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg ein Söhnlein geschenkt, das den Namen Wilhelm bekam. Bereits der Schüler der Freiburger Lateinschule führte sich nicht immer sehr manierlich auf. Und bald schon galt er weit und breit als der „wilde Graf“. Was Wunders, daß die Chronik gar mancherlei Streiche von ihm zu berichten hat. Der Bierzehnjährige wurde in burgundischen Diensten Soldat. Die Kunde verbreitete sich rasch, daß „seit vielen Jahren die teutsche Nation keinen martialischeren Menschen gehabt habe, der alle Eigenschaften eines Kriegsmannes besessen, die zu loben seien...“ Man rühmte ihm hohe strategische Begabung nach. Auch eignete er sich ungewöhnliche

Kenntnisse im Festungswesen an. „In Summa“, heißt es in der Chronik, „war er ein Kriegsmann und sah auch aus als ein solcher.“ Nicht weniger hoch stieg sein Ruhm als Herzenbrecher. „Er ist ein wunderlicher Satyrus gewesen. Keinem ist er in seine Behausung kommen, darin eine schöne Frau oder Tochter gewest, der er sich nit unterstanden, sie mit Geld oder guten Worten zu überkommen; in solchen Fällen er niemand verschonet. Was weiß ich großer Hansen, denen er also Eier in die Nester gelegt.“

Mit fünfzehn Jahren ehelichte Wilhelm die ob ihrer Schönheit bewunderte Bonna Gräfin von Neuchatel, die aber nach neun Jahren schon dahinstarb. Nun erschien der „wilde Graf“ zu Straßburg, wo er in der Kalbsgasse Hof hielt. Hier führte der tolle Herr ein „wunderbarlich seltsames Regiment, davon ein eigen Buch zu schreiben wäre.“ Gelage reihte sich an Fest und Feste an Kneipereien, bei denen nicht selten Becher und Geschirr zum Fenster hinausflogen.

Da Graf Wilhelm zu den führenden Männern der Reichsstadt Straßburg in enge Beziehungen trat, erregte er das Mißfallen des Bischofs, der ihn stichelnd den „Grasen von Straßburg“ nannte. Indessen bemühten sich die Herren vom Stadtreiment, den Graf ihre Verehrung empfinden zu lassen, weil sie seine soldatischen Ratsschläge sehr schätzten. Unter anderm hat er in der Breusch eine leicht passierbare Furt ausfindig gemacht, die wichtige militärische Bedeutung erlangte, und die zuvor noch niemand entdeckt hatte.

In Straßburg kam Graf Wilhelm auch mit der Reformation in Berührung, der er sich bald ganz anschloß. Dabei zeigte sich, daß er eben doch weit

mehr war als der Lehemann, für den ihn mancher gehalten hatte. Er nahm bei verschiedenen Herren und Heeren Kriegsdienste und erwarb sich immer wieder neuen Soldatenruhm. Gegen seines Lebens Ende verfiel er mehr und mehr in absonderliche Gewohnheiten. Er wachte die Nächte durch und schlief bei Tage. Auf dem Schloß Ortenberg, das so verwegene ins vordere Kinzigtal schaut, waren nur zwei Diener um ihn. Sonst sprach er zu keinem Menschen mehr eine Silbe. „So ist der wunderbarlich Graf, wie er gelebt, also auch gestorben.“ Am 21. August 1549 war es, daß er die Augen für immer zutat. Zu Haslach an der Kinzig ward er im Kloster begraben. Der Reformation war er trotz aller Bemühungen, ihn der neuen Lehre zu entfremden, treu geblieben.

Woher eigentlich kommt das Wort „Kommisßbrot“?

Da tauchte vor kurzem in einem Gespräch, das um soldatische Dinge zwischen Landsfern geführt wurde, die Frage auf, was es eigentlich mit dem Kommisßbrot für ein Bewenden habe, woher sein Name rühre und was man etwa über seine geschichtliche Herkunft wisse. Und siehe da, ein Kundiger wußte mitzuteilen, daß es das erste „Kommisßbrot“ bereits während des Dreißigjährigen Kriegs gegeben habe. Man weiß aus den Chroniken vieler oberrheinischer Städte, daß, wie fast allenthalben auch sonst reichauf und reichab, die Bevölkerung viel unter Einquartierung zu leiden hatte. Es gab Landschaften, die vollkommen ausgeschöpft waren, in denen es nichts mehr zu nagen und zu beißen gab. Selbst Brot war keines mehr vorhanden. Um nun den hungern-

den Einwohnern wie den Soldaten Brot zu verschaffen, berief Wallenstein, der Feldherr der kaiserlichen Liga, besondere Brotkommissionen, die sich der Beschaffung des kostbaren Nahrungsmittels planmäßig zu widmen hatten. Das Brot nun, das von diesen Brotkommissionen besorgt wurde, hieß bald „Kommisßbrot“.

Zum gleichen Kapitel fand übrigens der Kalenderschreiber in einer Zeitung eine Notiz, die er hier noch folgen läßt: Man bezeichnete als Kommisßbrot vor allem dunkles Roggenbrot aus höher ausgemahlenem Mehl. Gerade das deutsche Kommisßbrot zeichnete sich immer durch seine Kraft und seinen Wohlgeschmack aus, so daß es ein begehrtetes Nahrungsmittel bildet. Es ist wichtig zu wissen, daß je stärker das Brotmehl von der Kleie befreit wird, das heißt, je schwächer es ausgemahlen wird, desto geringer ist der Vitamingehalt. Die Ablagerungsstätten der lebenswichtigen Vitamine sind im Getreidekorn die Randzone, also die spätere Kleie, und der Keim. Daher ist das Roggenbrot vitaminreicher als Weizenbrot. So kann man das Kommisßbrot, das aus sehr hoch ausgemahlenem Roggenmehl besteht, geradezu als das Idealbrot vom Standpunkt der Ernährungswissenschaft aus betrachten.

Roggenmehl wurde im allgemeinen erst nach der Völkerwanderungszeit zu Brot verarbeitet. Im 18. Jahrhundert wurde es mehr und mehr durch das Weizenbrot ersetzt. Nur Deutschland und die skandinavischen Länder blieben sozusagen beim Roggenbrot und erfanden Spezialbrotforten wie Pumpernickel und Knädebrod. Die Naturvölker verwenden zu ihrem Brot stets ungesäuertes Teig; nur die Kulturvölker kennen Sauerteig und Hefe.



*Das Wort „einwecken“
stammt von Johann Weck.*

Vor mehr als vier Jahrzehnten begann Johann Weck aus Öflingen in Baden die Kunst des Konservierens aus der Gelehrtenstube in die Küche des Volkes zu tragen, indem er die Hausfrauen in Stadt und Land unermüdlich in der Anwendung des von ihm entwickelten WECK-Verfahrens unterwies. Heute wird in Millionen Haushaltungen „ein-geWECKT“, das heißt, der Segen des Sommers mit Hilfe des WECK-Verfahrens in WECK-Gläsern und mit WECK-Geräten für den Winter gespeichert. So hat Johann Weck den Hausfrauen das „Glück im Glas“ gebracht. Und damit hat er geholfen, unschätzbare Werte zu erhalten.



J. WECK & CO. ÖFLINGEN I. BADEN